

btb

Die 50 liegt weit hinter ihm, die Exfrau weilt mit ihrem Neuen im Liebesurlaub, und das Wohlstandsbüchlein spannt schon etwas unter dem Cordjackett. Es ist nicht von der Hand zu weisen: Die Midlife-Crisis hat Göran Borg fest im Griff. Als er auch noch seinen Job verliert, tut er das einzig Vernünftige, was man(n) in so einer Situation tun kann: sich hängen lassen und in Selbstmitleid baden. In einem schwachen Moment lässt sich Göran zu einer Gruppenreise (!) nach Indien überreden – eine Entscheidung mit weitreichenden Folgen ...

MIKAEL BERGSTRAND arbeitete als Journalist in Malmö, bevor es ihn 2007 nach Indien verschlug. Vier Jahre lang lebte er mit seiner Familie in Neu-Delhi, wo er als Korrespondent und Autor arbeitete. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er den ersten Roman über den liebenswürdigen, phlegmatischen Mittfünfziger Göran Borg. Das Buch wurde in Schweden zu einem großen Erfolg, stand lange auf Platz 1 der Bestsellerliste und wurde in zehn Sprachen übersetzt.

MIKAEL BERGSTRAND

Der Fünfzigjährige,
der nach Indien fuhr und
über den Sinn des Lebens
stolperte

Roman

Deutsch von Sabine Thiele

btb

12. JANUAR 2010

Und, was denkst du? Ist es nicht schön geworden nach der Renovierung?»

Ich nicke und lächle. Im Grunde sieht es so aus, wie es schon immer im Salon Cissi ausgesehen hat. Ich kenne keinen Menschen, der so besessen von ständiger Veränderung ist und dabei so gar kein Talent dafür hat. Das weiße Sofa, das bei meinem letzten Besuch noch links neben der Yuccapalme stand, hat nun einen roten Überzug und steht rechts neben einem Fikus. Außerdem glaube ich, dass die Brünette mit der androgynen Pagenfrisur auf dem eingerahmten Plakat hinter dem Empfangstresen früher eine Blondine mit einer androgynen Pagenfrisur war.

»Die neue Farbe macht ein ganz anderes Licht, nicht wahr?«

Cissi blickt mich unter ihrem rasiermesserscharfen Pony erwartungsvoll an. Wenn ich sie nicht so gut kennen würde, würde ich sagen, dass mich ihr Gesichtsausdruck an ein unschuldiges, neugieriges Kind erinnert.

»Absolut«, erwidere ich und versuche vergeblich, mich an die vorherige Farbe zu erinnern, die nicht mehr als zwei Nuancen von dem Eierschalenton entfernt gewesen sein konnte, in dem die Wände jetzt gestrichen sind.

»Du hast abgenommen«, sagt Cissi.

»Ja, ein paar Kilo.«

»Sieht gut aus. Macht dein Gesicht gleich männlicher.«

»Danke«, erwidere ich und frage mich einen Moment, ob sie mich vorher für ein Weichei gehalten hat.

Vor etwa elf Jahren habe ich den Salon Cissi in der Östergatan in Malmö zum ersten Mal betreten, die äußerst ungenaue Anweisung meiner Frau Mia im Ohr, ich solle mich *modernisieren*. Eine halbe Stunde später trat ich wieder auf die Straße und war um einen Pferdeschwanz ärmer. Und meiner Identität beraubt.

Mein Pferdeschwanz hatte mich seit meiner Teenagerzeit treu begleitet, er bot mir Halt und diente gleichzeitig auch der Ablenkung, wenn ich ihn mir in unbeobachteten Momenten um die Finger wickelte. Und jetzt hatte es eine energische Friseurin irgendwie geschafft, dass ich mir diese Nabelschnur abschneiden ließ. Etwa eine Woche lang

betrauerte ich meinen Verlust zutiefst. Doch Mia mochte mein neues Aussehen, und als der erste Schock und die Trauer sich gelegt hatten, freundete ich mich mit meiner neuen halblangen Frisur an, bei der ich die Haare immerhin noch hinter die Ohren streichen konnte. Damit sah ich aus wie viele gleichaltrige Kollegen in meiner Branche – vierzigjährige Männer, die wir widerwillig eingesehen hatten, dass wir nicht länger große Jungs waren, die aber dennoch zeigen wollten, dass wir doch noch ein wenig Rock'n'Roll in uns hatten, bevor uns der Fluch des Wohlstandsbauches traf. Kurzum, ich sah aus wie all jene *Kreativen*, mit abgewetztem Cordjackett und schwarzem Poloshirt, das ganze Programm eben. Und dennoch erschien mir Cissi in diesem Moment – mit der unerbittlichen Schere in ihren geschickten Händen – wie die innovativste Friseurin der Welt.

Heute weiß ich, dass es reine Illusion war. Dass der Tod meines Pferdeschwanzes in Wirklichkeit von Mia angeordnet worden war, wie Cissi mir vier Monate und siebzehn Tage nach der Scheidung (9. Oktober 2000) erzählte. Sie sagte, sie schäme sich ein bisschen, mir nicht früher reinen Wein eingeschenkt zu haben, aber mir war klar, dass sie es insgeheim genoss.

Trotzdem trage ich bis heute dieselbe Frisur. Die Haare sind leicht ergraut und um einiges dünner geworden; die Geheimratsecken schreiten langsam, aber unerbittlich voran. Hoffentlich lassen sie sich noch etwas Zeit, bevor sie endgültig die Herrschaft über meinen Kopf übernehmen. Eine zurückgekämmte Frisur erfordert nun mal einen Haaransatz, der diese Bezeichnung auch verdient.

»Sollen wir auf diese Länge kürzen?«, fragt Cissi und hält ihre Hand einige Zentimeter unter mein Ohr. »Die Haare sind ja ganz schön lang geworden.«

In ihrer Stimme schwingt ein erwartungsvoller Unterton mit, als ob ihre Bemerkung mich zum Erzählen bringen sollte.

»Ja, das klingt gut«, erwidere ich nur und greife nach den Zeitschriften auf dem kleinen Regal unter dem Spiegel. Unter drei Frauenzeitschriften finde ich ein abgegriffenes Exemplar eines Männermagazins. Beim Blättern fällt mir auf, dass ich diese Ausgabe schon kenne. Den Artikel, wie Mann eine Feministin aufreißt und sie flachlegt, habe ich schon mal gelesen. Im Großen und Ganzen geht es darum, dass man keinesfalls zustimmen darf, wenn die Feministin anfängt, einen hinsichtlich Gendertheorien über die patriarchale Gesellschaft zu testen, sondern nur unbestimmte Laute von

sich geben und zugleich entwaffnend und überlegen lächeln soll. Es fällt mir allerdings schwer, mir vorzustellen, wie so ein Lächeln wohl aussehen soll.

Ich blättere weiter und bleibe bei dem Pin-up-Mädchen in der Mitte des Heftes hängen. Nur ein paar Sekunden, lang genug, um nicht prüde zu wirken, aber auch nicht so lange, dass man mir Geilheit unterstellen könnte.

»Wow, Göran, deine Hände sehen aber toll aus! Hattest du eine Maniküre?«

Cissis plötzlicher Ausbruch überrascht mich. Ich spüre, wie mir die Röte blitzschnell ins Gesicht steigt und meine Ohren zu glühen beginnen.

Draußen prasselt der Regen ans Fenster. Es riecht nach fauligen Eiern im Salon, nur schwach, doch deutlich wahrnehmbar unter den Schwaden von Haarwasser und Parfüm. Haarfärbemittel riechen immer nach fauligen Eiern. Mia roch so, als sie eines Tages mit wasserstoffblondem Haar nach Hause kam. Sieben Monate und sechs Tage vor unserer Scheidung. Damals hätte ich schon erkennen müssen, dass etwas nicht in Ordnung war. Eine Frau über vierzig versucht nicht ohne Grund, plötzlich wie Marilyn Monroe auszusehen.

Bis jetzt habe ich noch keinen Menschen getroffen, der sich durch Marcel Prousts *Auf der Suche nach*

der verlorenen Zeit gequält hat. Ich bezweifle sogar, dass es unter meinen belesenen Freunden jemanden gibt, der weiter als bis zu der berühmten Szene im ersten Band kam, in der der Autor eine Madeleine in seiner Teetasse versenkt und sich durch den Geschmack des in Tee getunkten Gebäcks in seine Kindheit zurückversetzt fühlt. Wahrscheinlich ist das die meistverwendete Erzähltechnik des letzten Jahrhunderts – ein Geruch oder ein Geschmack, der Erinnerungen hervorruft und dadurch eine ganze Geschichte wieder zum Leben erweckt.

Und genau das werde ich jetzt tun. Wir werden in die Vergangenheit reisen, als alles anfing. An einem grauen und windgepeitschten Montag im Januar vor genau einem Jahr.

12. JANUAR 2009

KAPITEL 1

Im Salon Cissi roch es schwach nach fauligen Eiern.

»Die Frisur steht Ihnen fantastisch! Sie betont Ihre Augen, Sie wirken viel jünger damit und strahlen richtig.«

Die Frau in den mittleren Jahren lächelte glücklich und ging zur Kasse.

»Wenn Sie noch ein Shampoo möchten, das die Haare schützt und die Farbe lange bewahrt, kann ich Ihnen diese beiden hier empfehlen«, sagte Cissi und stellte zwei Plastikflaschen auf den Tresen.

Die Kundin drehte und wendete die Shampoos in der Hand, während Cissi noch zwei weitere Produkte hervorholte und danebenstellte.

Typisch Frau, alles erst einmal hin und her zu drehen und genau zu betrachten, dachte ich.

»Wenn Sie eine gute Spülung brauchen, dann ist das genau das Richtige für Sie.«

Schließlich kaufte die Kundin alle vier Flaschen plus drei weitere Haarpflegeprodukte, bevor sie endlich ihre Jacke anzog, sich zufrieden im Spie-

gel betrachtete, die Kapuze über den Kopf zog und sich verabschiedete. Cissi sah ihr nach, während sie routiniert die Haarsträhnen auf dem Boden zusammenkehrte und mir gleichzeitig mit einem Nicken bedeutete, auf dem Friseurstuhl Platz zu nehmen.

»Wieder so eine Wechseljahrsgeplagte, die garantiert zurückkommt«, bemerkte sie lächelnd und blickte durch das Fenster zu der Frau, die mittlerweile auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig stand. Trotz des beißenden Windes und des peitschenden Regens lag das glückliche Lächeln immer noch auf ihren Lippen.

»Henna überdeckt die grauen Haare, und der ausrasierte Nacken ist gegen die Hitzewallungen. Klappt immer. Alle Frauen in den Wechseljahren sind ganz verrückt nach dieser Frisur. Schau nur, wie glücklich sie aussieht«, fuhr Cissi fort und winkte der Frau fröhlich zu.

Ich lachte leise und ließ mir von Cissi den Friseurkittel umlegen. Schloss die Augen für einige Sekunden und fühlte mich wie eine Puppe in einem Kokon. Nach vielen Besuchen im Salon hatten wir ein recht vertrautes Verhältnis. Ich erzählte ihr Geschichten über meine jüngeren, hoffnungslos durchschnittlichen und überforderten Arbeitskollegen, und sie lästerte über ihre Kundinnen. Doch unser Verhältnis war alles andere als unkompliziert.

Der wunde Punkt war Mia, die wie ich immer noch Kundin bei Cissi war.

»Mia und Max fahren in ein paar Wochen nach Thailand, habe ich gehört«, sagte Cissi.

Mia und Max, das klang wie zwei Comicfiguren aus den Dreißigerjahren.

»Ja, sie hat so etwas erwähnt, als wir das letzte Mal miteinander sprachen.«

»Ach, wie herrlich, dieses Mistwetter hier hinter sich lassen zu können. Wie ich diese Jahreszeit hasse!«

»Ja, es ist nicht gerade schön zurzeit.«

»Die Kinder fahren auch mit, habe ich gehört.«

»Na ja, Kinder, sie sind schon fast erwachsen.«

Cissi kicherte und ließ die Schere ein paarmal in der Luft klappern, bevor sie sich wieder meinen Haaren widmete.

»Sie werden in einem richtigen Luxushotel wohnen, habe ich gehört.«

Wenn sie noch einmal »habe ich gehört« sagt, schnappe ich mir die Schere und schneide ihr die Ohren ab, damit sie nie wieder etwas hören kann, fuhr es mir plötzlich durch den Kopf.

Cissi wechselte das Thema – ein weiteres ihrer vielfältigen Talente. Sie wusste genau, wann es genug mit dem Thema Mia war. Die restliche Zeit unterhielten wir uns über andere Dinge. Unterdes-

sen war eine Frau Mitte dreißig in den Salon gekommen, hatte Cissi knapp begrüßt und sich auf das weiße Sofa gesetzt. Ich warf ihr im Spiegel ab und an einen Blick zu. Sie war sehr hübsch, mit langen roten Locken. Echtes Rot, kein Henna.

Nachdem Cissi mit mir fertig war, versuchte sie mir eine Dose Gel für den richtigen Wetlook zu verkaufen. Freundlich, aber bestimmt lehnte ich ab.

»Wir sehen uns dann in zwei Monaten?«, fragte sie.

»Aber natürlich«, antwortete ich und tätschelte ihr leicht den Arm.

Vor dem Salon blickte ich noch einmal durch das Fenster. Die hübsche Frau saß mittlerweile auf dem Friseurstuhl, während Cissi meine abgeschnittenen Haare zusammenfegte. Sie winkte mir fröhlich zu, ihre Lippen bewegten sich. Offensichtlich sagte sie etwas zu der neuen Kundin. Ich wusste, dass sie über mich redeten. Natürlich hörte ich ihre giftige Stimme nicht durch das Fenster, doch ich konnte mir ihre Worte bestens vorstellen:

»Das ist so typisch. Mitte fünfzig und Bauchansatz, aber hält sich für unglaublich cool. Halblange Haare, das zieht immer bei diesen Typen. Verdeckt den ersten Glatzenansatz, und unter den langen Haaren im Nacken sieht man die Borsten nicht, die langsam den Rücken hinaufwuchern.«

So ungefähr wird sie es formuliert haben. Es beschlich mich das unangenehme Gefühl, dass mir etwas zu entgleiten drohte. Ein Gefühl, das durch den unerbittlichen Wind noch verstärkt wurde.

KAPITEL 2

Zum Glück gelang es mir, ein Taxi heranzuwinken, und ich richtete es mir auf dem Rücksitz behaglich ein. Als wir am Gustav Adolfs Torg vorbeifuhren, erhaschte ich einen Blick auf den Mann mit dem krummen Rücken, der selbst an diesem ungemütlichen Tag auf seinem Stammplatz am Anfang der Fußgängerzone stand. Auf seinen Rollator gestützt, mit einem T-Shirt bekleidet, auf dem mit Filzstift in schiefen Buchstaben geschrieben stand »Für eine bessere Behandlung von psychisch Kranken«, wirkte er wie ein Masochist aus dem Bilderbuch. Keiner der anderen Passanten, die sich bei diesem Wetter vor die Tür gequält hatten, nahm Notiz von ihm und den durchweichten Flugblättern in seiner ausgestreckten Hand.

Das Taxi brachte mich zum Restaurant *Der kleine Italiener*, ein einfaches Lokal, das in einem alten Fahrradkeller in einer Wohnsiedlung in Lorensborg untergebracht war, in gebührendem Abstand zu den stärker frequentierten Restaurants in der Innenstadt, wo das Risiko, Kollegen zu treffen, viel größer

war. Der Wirt war tatsächlich ziemlich klein, allerdings kein Italiener, sondern ein serbischer Pizzabäcker namens Ljubomir, der seine Speisekarte um ein paar italienische Gerichte erweitert hatte. Das Essen war gut, wenn auch eher vom Balkan als italienisch; man schmeckte eigentlich überall einen Hauch Ajvar durch.

Ich bestellte Pasta mit Pesto, Saltimbocca, zwei kleine Gläser alkoholfreies Bier und zwei Espresso, so dass ich die Rechnung als Kundentermin einreichen konnte. Einmal im Monat gönnte ich mir ein ordentliches Gratismittagessen als inoffiziellen Bonus. Bisher hatte die Buchhaltung nie Probleme gemacht, und ich hatte auch kein schlechtes Gewissen deswegen. Die Restaurants, in die ich ging, waren verhältnismäßig günstig, und nach so vielen Jahren im Betrieb stand einem ein kleines Sahnehäubchen ja wohl zu.

Doch dieses Mal stellte sich nach dem Essen nicht das vertraute Wohlbehagen ein, sondern ein schweres Gefühl im Magen, das mich auch bei der Taxifahrt in die Firma und während der nächsten Stunden im Büro nicht losließ. Der Regen hatte zugenommen und rauschte nun trostlos und unerbittlich auf Malmö hinab.

Ich war der Älteste in der Firma und der Einzige, der von Anfang an, seit fünfundzwanzig Jahren, dabei war. Damals hießen wir noch Smart Publishing und machten alles, von Werbetexten über Interviews bis hin zu Reportagen für Hochglanz-Businessmagazine. Mittlerweile hatten wir uns in »Die Kommunikatoren« umbenannt und arbeiteten nahezu ausschließlich im Online-Bereich für verschiedene Unternehmen und kommunale Verwaltungen. Webseiten, Newsletter und Online-Firmenzeitschriften. Ganz schön sexy, was? Doch das einzig Glamouröse an den Kommunikatoren war unsere Firmenadresse draußen im Västra Hamnen, dem alten Werft- und Industriegebiet am Meer, das zu Malmö's Hotspot und Spielplatz für Architekten geworden war, mit dem sich in die Höhe schraubenden Wolkenkratzer Turning Torso des spanischen Stararchitekten Calatrava im Mittelpunkt.

Unsere Büroräume befanden sich in einem Gebäude neben dem spektakulären Hochhaus, im Erdgeschoss hinter großen getönten Fenstern, so dass vorbeigehende Menschen nur unsere Silhouetten erahnen konnten, wenn wir über Tastaturen und Laptops gebeugt an unseren Schreibtischen saßen.

Also alles andere als hip, doch der Job hatte

einige nicht zu vernachlässigende Vorteile. Zum Beispiel war ich oft im Außeneinsatz bei Kunden, wodurch ich mir den Arbeitstag selbst einteilen konnte. Und selbst im Büro hatte ich als langjähriger Mitarbeiter gewisse unausgesprochene Privilegien, wie etwa längere Mittagspausen oder einen etwas früheren Feierabend.

Zumindest war das immer noch meine feste Überzeugung, als ich mich an diesem Januarnachmittag an meinem Schreibtisch niederließ und mit der rechten Hand durch die frischgeschnittenen Haare strich.

»Kannst dü mal kommen, Göran?«

Das war Kent Hallgren, mein Chef. Er kam aus dem nordwestlichsten Eck der Provinz Skåne, aus der Gegend von Ängelholm, und sein U klang immer wie ein Ü. Ja, ich weiß, auch das Schwedisch, das man hier in Malmö spricht, gewinnt nicht gerade einen Schönheitspreis, aber im Vergleich zu Kents schiefen Tönen ist es geradezu wohlklingend. Aber es war nicht nur sein Dialekt, der gegen ihn sprach, sondern auch, dass er durch und durch ein Zahlenmensch war, einer, der nur in Tabellen dachte. Ein Zahlenhengst ohne das geringste Gefühl für sprachliche Kommunikation – und das in einem Betrieb wie unserem. Er war außerdem der lebende Beweis dafür, dass selbst

jemand, dem wirklich die elementarste Bildung fehlte, in der Medien- und Kommunikationsbranche ganz schön weit nach oben kommen konnte.

Dennoch dachte ich, dass er mir zumindest ein winziges bisschen Respekt entgegenbrachte, doch als ich seine Stimme in meinem Telefon schnarren hörte, lag darin nur ein deutlicher Befehlston. Ich ging die Wendeltreppe zu seinem Büro im ersten Stock hinauf.

»Setz dich, Göran.«

Während ich mich auf dem Besucherstuhl niederließ, schloss Kent die Bürotür. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht.

»Schnecke?«

Kent hielt mir einen Korb mit Zimtschnecken entgegen. Ich nahm eine, auch wenn ich immer noch satt vom Mittagessen war.

»Es gab Beschwerden, Göran.«

»Ach ja?«

Mein Pulsschlag beschleunigte sich, und ich umklammerte den Bewirtungsbeleg in der linken Sakkotasche mit feuchten Fingern. Kent musterte mich ausdruckslos, bevor er sich leicht räusperte und fortfuhr.

»Der Abteilungsleiter des Straßenbauamts ist mit der Webseite, die du entworfen hast, nicht zufrieden. Sie hat zu viele Bugs und Probleme mit den

Verlinkungen. Vierunddreißig, um genau zu sein. Das ist ein neuer Rekord.«

Ich atmete tief ein und sah ihm so fest wie möglich in die Augen.

»Aber das sind doch nur ein paar kleine technische Fehler, die Daniel oder Gisela korrigieren können. Ich habe hart an den Texten gearbeitet, und über die gab es ja wohl keine Klagen?«

Ich versuchte angemessen indigniert zu klingen.

»Die Sprache, Kent, die Sprache sollte ja wohl bei unserer Arbeit hier das Wichtigste sein, oder?«

Kent nestelte zuerst an seinem Krawattenknoten, dann an seinem Brillengestell. Sein jugenhafte Gesicht hatte einen leicht nervösen Ausdruck. Doch seine Stimme jagte mir Angst ein. Sie klang immer noch nachdrücklich und bestimmt, ohne das leiseste Zittern darin.

»So geht es nicht weiter, Göran. Wir können nicht Daniel und Gisela jedes Mal hinter dir aufräumen lassen, wenn du etwas übersiehst. Sie haben genug mit ihren eigenen Projekten zu tun.«

»So viele Fehler habe ich gar nicht gemacht.«

»Doch, das hast du. Im letzten Jahr mussten wir bei jeder externen technischen Lösung, an der du beteiligt warst, nacharbeiten. Sieh es ein, Göran, die Zeit hat dich überholt. Die Dienste, die wir unseren Kunden heutzutage anbieten, haben nicht

mehr viel mit dem zu tun, was du vor zwanzig Jahren gemacht hast.«

Ich war sprachlos. Nach fünfundzwanzig Jahren Firmenzugehörigkeit wurde ich in nur zwei Minuten in Schutt und Asche gelegt. Von einem Nichtskönner mit seltsamem Akzent. Von einem kleinen Lackaffen in Nadelstreifenhosen und Wollpullover. Und er war noch nicht fertig.

»Da wäre noch etwas, Göran. Du hast dich Gisela gegenüber nicht korrekt verhalten.«

»Wie bitte?«

»Sie findet, dass du sie ausgenutzt hast. Das nehmen wir sehr ernst.«

Ein kafkaeskes Gefühl überkam mich. Gisela war eine der drei weiblichen Angestellten der Firma, außerdem die jüngste und hübscheste. Sie hatte ziemlich große Brüste, die sie einem auch gern entgegenhielt, wenn man mit ihr sprach. Zugegeben, vielleicht hatte ich meinen Blick ein paar Mal ein paar Sekunden zu lang in ihrem Ausschnitt ruhen lassen. Vielleicht gab es in den Anti-Diskriminierungs-Vorgaben der Firma einen Passus, der das verbot.

»Und wie soll ich Gisela ausgenutzt haben?«, fragte ich geduldig.

»Du hast ihr Unmengen an Routinearbeiten überlassen und dir selbst die prestigeträchtigen

Sachen unter den Nagel gerissen. Dir also die Rosinen herausgepickt. Damit hast du ihr die Chance genommen, sich mit ihrer Arbeit zu profilieren.«

Es klang, als läse er alles aus einem Manuskript ab, und vielleicht tat er das auch, denn sein Blick wanderte immer wieder zu seinem Monitor. Dennoch war ich erleichtert, dass man mir keine sexuelle Belästigung vorwarf. Hätte ich hier nicht gerade bei meiner eigenen Hinrichtung gesessen, hätte ich Kent etwas zu den »prestigeträchtigen Sachen« erzählt.

»Ich habe sie um Hilfe bei gewissen technischen Fragen gebeten, und ich habe die Firma vor der Peinlichkeit bewahrt, eine Mitarbeiterin mit Dyslexie Pressemitteilungen schreiben zu lassen«, schoss ich in einem verzweifelten Angriff-ist-die-beste-Verteidigung-Versuch zurück, in der Hoffnung, das kenternde Boot wieder aufzurichten.

»Gisela hat keine Dyks... Dykselexie.«

»Und du kannst das beurteilen?«

Kent ignorierte meinen Einwurf und nahm ein Blatt Papier zur Hand, das er etwa dreißig Sekunden lang eingehend studierte. Es fühlte sich wie dreißig Minuten an.

»Da wäre aber noch etwas, Göran. Siebenundvierzig Prozent der Zeit, die du hier im Büro bringst, surfst du im Internet.«

Erst dachte ich, dass er einen Witz machte, doch es war ihm bitterernst.

»Willst du damit sagen, dass ihr Zeit und Arbeitskraft verschwendet, um das Internetverhalten eurer Angestellten zu überwachen? Um dann alles in Ziffern und Prozenten vorliegen zu haben?«

»Ja, wenn der Anlass gerechtfertigt ist.«

»Entschuldige, aber ich dachte in meiner Naivität, dass wir uns hier mit Kommunikation im *Online*-Bereich beschäftigen. Dass das Internet also ein unerlässlicher Teil unserer Arbeit ist.«

Kent schob sich die Brille auf die Nasenspitze und sah mir starr in die Augen. Es wirkte wie eine einstudierte Pose, die er sicher auf irgendeinem Führungskräfte-seminar gelernt hatte.

»Das kommt darauf an, *wo* im Internet man sich herumtreibt.«

»Ich war nie auf einer Pornoseite, niemals!«

Wenn man sich so reflexartig und heftig gegen etwas verteidigt, dessen man noch gar nicht angeklagt wurde, ist das normalerweise ein Zeichen von Schuld. Doch in diesem Punkt war ich tatsächlich unschuldig. Ich würde niemals im Büro Pornoseiten aufrufen und konnte auch nicht verstehen, wie andere das tun konnten.

»Reg dich nicht auf, Göran. Ich sage ja gar nicht, dass du Pornoseiten angeklickt hast. Doch du inte-

ressierst dich etwas zu sehr für eine Seite namens Himmelreich. Wenn du im Netz bist, dann bist du einundsechzig Prozent der Zeit auf dieser Seite.«

»Aber da geht es um Fußball«, entgegnete ich leise.

»Ja, das verstehe ich. Um den Malmö FF. Soweit ich weiß, gehört der Club nicht zu unseren Kunden. Und doch hast du im letzten halben Jahr durchschnittlich jeden Tag zwei Stunden und dreiunddreißig Minuten deiner Arbeitszeit hier im Büro im Forum von Himmelreich verbracht. Das ist doch etwas seltsam.«

In der Sekunde, in der Kent »seltsam« sagte, erkannte ich, dass es vorbei war. Schließlich hatte er recht, der Idiot. Es *war* seltsam, schon fast an der Grenze zu besessen, pervers, dass ein zweiundfünfzigjähriger Mann mit einem Universitätsabschluss in Literatur- und Politikwissenschaft, mit fünfundzwanzig Jahren Berufserfahrung als Texter und Journalist, mit einer Vergangenheit als gar nicht mal übler Schlagzeuger, mit einem schwarzen Poloshirt unter einem abgewetzten Cordsamtjackett ein Drittel seiner Arbeitszeit darauf verschwendete, zu lesen, was ein paar Arbeitslose, Arbeitsscheue und sonstige Fußballfanatiker über das örtliche Fußballteam schrieben. Und das drei Monate, bevor in der Allsvenskan, der schwedi-

schen Liga, die neue Saison überhaupt wieder begonnen hatte.

»Bist du Fan von HIF?«, fragte ich mit hohler Stimme.

Zum ersten Mal in unserem Gespräch sah Kent verwundert aus. Dann lächelte er doch tatsächlich kaum merkbar.

»Nein, nein, Fußball ist nicht meins, und Helsingborg auch nicht meine Stadt. Ich komme aus Ängelholm, da interessieren wir uns für Eishockey. Rögle ist meine Mannschaft.«

Ich hätte wissen müssen, dass Kent ein Eishockeymensch war. Es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen Fußball- und Eishockeymenschen. Fußballfans sind erdverbunden, in der Kultur verankert. Eishockeyfans rutschen auf der Oberfläche herum wie entwurzelte, verirrte Seelen. Das war eine unumstößliche Wahrheit, auch wenn es mir in diesem Moment nicht möglich war, sie zu verteidigen.

Nachdem Kent den letzten Tropfen Blut aus mir herausgepresst hatte, wurde er sofort freundlicher. Auch das hatte er sicher auf einem Führungskräfte-seminar gelernt. Er machte mir ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte. Ein Jahresgehalt als Abfindung. Gutes Zeugnis. Die Zusicherung, zwei Freelance-Aufträge pro Jahr für zwei Jahre (nur

Schreibarbeiten) zu bekommen, sowie eine Pressemitteilung, dass die Kommunikatoren mit Bedauern bekannt geben müssen, ihr langjähriger Mitarbeiter Göran Borg würde die Firma auf eigenen Wunsch verlassen, um fortan als Freiberufler zu arbeiten.

Kent wollte sogar eine kleine Abschiedsfeier für mich organisieren, doch da spielte mein Stolz nicht mit. Allein schon der Gedanke, mit einem Glas in der Hand vor den Kollegen zu stehen und Gisela nicht in den Ausschnitt zu spähen, bereitete mir Magenschmerzen.

»Ich packe dann heute Abend meine Sachen, wenn alle gegangen sind«, sagte ich abschließend.

KAPITEL 3

Die ersten drei Tage meines neuen Lebens – *nach* den Kommunikatoren – verbrachte ich in einem fast schon vegetativen Zustand. Ich war zwar am Leben, zeigte aber kaum Zeichen menschlicher Intelligenz. Nabelflusen und Wollmäuse blühten und gedeihten in mir und um mich herum. Meine Wohnung am Davidhallstorg verließ ich nur für die zehn Minuten am Tag, in denen ich zum nächsten kleinen Supermarkt an der Ecke ging, um etwas einzukaufen.

Das kaugummikauende Mädchen an der Kasse sah mich mit einer Mischung aus Mitleid und Abscheu an, wenn ich die immer gleichen Sachen aufs Band legte. Außer einem tiefgefrorenen Mikrowellengericht, ein paar Dosen Cola, Brot, etwas Käse und Wurst kaufte ich meistens Eis. Ben & Jerry's in verschiedenen Geschmacksrichtungen, von Caramel Chew Chew bis New York Super Fudge Chunk. Ein Urinstinkt in mir schrie nach Ben & Jerry's, Feind Nummer eins der Weight Watchers, mit derselben zwanghaften Nachdrücklichkeit wie

ein Kater im März nach willigen Katzen. Das war gar nicht gut. In einer Lebenskrise sollte man billigen Schnaps trinken und filterlose Zigaretten rauchen, aber kein dickmachendes Eis in sich hineinstopfen.

Alles in allem musste ich einen wirklich jämmerlichen Anblick geboten haben, wie ich da auf dem Sofa saß, das Eis mit dem Löffel direkt aus der Packung aß und mit leerem Blick auf den Flachbildfernseher starrte. Wie in einem dieser Bridget-Jones-Filme, mit dem kleinen Unterschied, dass ich keine einigermaßen junge Frau mit eingebildeten Gewichtsproblemen war, die schlechte Nachmittagssoaps anschaute (und die letztendlich sowieso ihren Prinzen finden würde), sondern ein Mann in mittleren Jahren mit einem definitiven Gewichtsproblem, der sich Wiederholungen von Bundesligaspielen auf Eurosport ansah (und der am Ende ganz sicher nicht seine Prinzessin finden würde).

Doch deutscher Fußball hatte etwas Robustes und Aufbauendes an sich, so dass ich am vierten Tag nach den Kommunikatoren vorsichtig über die Ereignisse nachzudenken begann. Kent hatte mir die rote Karte verpasst. Nicht wegen meiner hohen Taxirechnungen und der erschlichenen Mittagessen, die er mit keinem Wort erwähnt hatte, sondern weil »die Zeit mich überholt hatte«. Dieses Urteil

war so vernichtend, dass ich es noch gar nicht richtig begreifen konnte. Stattdessen trieb ich mich auf der Webseite von Himmelreich herum.

Es war so unglaublich peinlich, dass ich aus reiner Langeweile meine Zeit in der Arbeit damit vergeudet hatte, schlecht geschriebene Statements darüber zu lesen, wen der Malmö FF für die nächste Saison verpflichten sollte. Was war ich doch für ein Loser. Keine Spur mehr von dem Mann, der einmal im *Aftonbladet* einen Artikel über die Ähnlichkeit zwischen argentinischem Tango und argentinischem Fußball veröffentlicht hatte, der als Teenager in Gelsenkirchen Bosse Larsson dabei zugesehen hatte, wie dieser im EM-Qualifikationsmatch gegen Österreich 1973 während des Schneesturms den legendären Elfmeter im Netz versenkte, und der ein langes Interview mit Zlatan Ibrahimović für ein holländisches Hochglanz-Businessmagazin geführt hatte, noch *vor* seinem ersten Wechsel als Profi zu Ajax Amsterdam.

Vielleicht wäre es sogar besser gewesen, wenn man mir wegen Pornoseiten gekündigt hätte. Dann könnte ich jetzt wegen Sexsucht in Therapie gehen. Von einer Entzugsklinik, die sich Männern in den mittleren Jahren annahm, die süchtig nach Fußballblogs waren, hatte ich dagegen noch nie gehört.

Der vierte Tag nach den Kommunikatoren war ein Freitag. Das Handy klingelte, und nach einem Blick auf das Display entschloss ich mich widerwillig, den Anruf anzunehmen.

»Hallo, Erik.«

»Göran! Warum antwortest du nicht?«

»Tue ich das nicht gerade?«

»Jetzt. Aber davor. Ich habe es jeden Tag bei dir versucht.« Seine sonst heitere Stimme klang anklagend.

»Tut mir leid, ich hatte einiges um die Ohren.«

»Was denn, wenn man fragen darf?«

»Das erzähle ich dir ein andermal.«

»Okay, heute Abend um acht im *Bullen*. Alle kommen, bis auf Sverre natürlich. Er behauptet, er hat Migräne, aber ich würde einen Hunderter wetten, dass ihn seine Alte am Herd festgekettet hat.«

»Du, ich bin mir aber nicht sicher, ob ich es schaffe. Ich fühle mich nicht ganz fit.«

»Dagegen hilft am besten ein Schlückchen. Jetzt komm schon! Es ist so lange her, seit wir alle zusammen waren. Bist du ein Mann oder eine Memme?«

Es war verlockend, »Memme« zu antworten, doch gleichzeitig war mir klar, dass ich mich früher oder später meiner Umwelt würde stellen müssen. Und das konnte ich genauso gut auf dem vertrauten Terrain meiner Stammkneipe, die in Stolper-

entfernung zu meiner Wohnung lag, machen wie irgendwo anders. Ich musste ja nicht gleich alle Einzelheiten erzählen.

»Okay, dann also um acht im *Bullen*.«

Erik Pettersson war mein bester Freund – oder zumindest derjenige, mit dem ich am meisten Zeit verbrachte. Wir waren seit dem Gymnasium befreundet. Damals gründeten wir die Rockband *Twins*, die immerhin eine Single herausbrachte, die sich über siebenhundert Mal verkaufte und sogar ab und zu im Lokalradio gespielt wurde. Doch eigentlich waren wir eine Live-Band und traten gerne in kleinen Clubs und auf privaten Feiern auf. Ich war der taktssichere Drummer, der im Hintergrund saß und sich die Seele aus dem Leib trommelte, während Erik den charismatischen Sänger mit der E-Gitarre gab, dem schon damals die Herzen aller Mädchen zuflogen.

So ging es auch nach der Schule weiter. Eriks Frauengeschichten waren so vielfältig wie legendär. Einmal war er sogar mit einem türkischen Supermodel verheiratet, doch die Ehe hielt nur drei Wochen. Umso mehr Freundinnen gab es: eine bekannte schwedische Schauspielerin, eine russische Primaballerina, eine vom Satanismus angehauchte Dichterin aus Årjäng, eine dänische Unternehmens-

chefin, eine Ärztin und Mutter von vier Kindern aus Lund sowie unzählige weitere spannende und schöne Frauen. Kinder hatte er keine gezeugt, jedoch viele Herzen gebrochen. Eines davon gehörte Mia, meiner Ex-Frau.

Mia Murén ging in unsere Parallelklasse, und ich hatte schon früh ein Auge auf sie geworfen. Sie war nicht schön auf diese oberflächliche, aufgebläse Art, die Jungs in diesem Alter normalerweise gefällt. Sie hatte eine markante Nase, fast schon groß, und ihr rechtes Auge schielte ein ganz klein wenig. Für mich waren das jedoch nur charmante kleine Fehler, die ihrem Aussehen Charakter verliehen und ihren schlanken, aber kurvigen Körper, ihr etwas wehmütiges Lächeln und ihr unwiderstehlich langes, dickes, kastanienbraunes Haar, das ihr offen über den Rücken hing, komplettierten. Von der Bühne schickte ich ihr Trommelwirbel und vielsagende Blicke, versorgte sie in den Pausen mit Bier und lud sie schließlich backstage ein, wie ein richtiger Rockstar. An diesem Abend ging sie mit Erik nach Hause.

Ich weinte Sturzbäche in meiner Einsamkeit. Drei Monate waren sie ein Paar, bis er eine Woche vor dem Abitur Schluss machte.

Mia weinte Sturzbäche in aller Öffentlichkeit.

Ich versuchte unbeholfen, sie zu trösten und

gleichzeitig meine Freude darüber zu verbergen, dass sie wieder frei war. Doch auch damals geschah noch nichts zwischen mir und Mia Murén. Nach dem Sommer ging sie für ein Jahr als Au-Pair nach Paris, bevor sie nach Stockholm zog und eine Ausbildung zur Krankengymnastin machte.

Erst sechs Jahre später kreuzten sich unsere Wege wieder auf einem Fest von Bekannten in Malmö, auf dem zufällig auch Erik war. Zu dem Zeitpunkt hatte er allerdings alle Hände voll zu tun mit einer portugiesischen Fado-Sängerin. An diesem Abend gingen Mia und ich zusammen nach Hause in meine kleine Junggesellenbude, die nur einen Steinwurf entfernt von meiner jetzigen, bedeutend größeren Junggesellenwohnung lag. Ein halbes Jahr später heirateten wir, und nach einem weiteren Jahr wohnten wir in einem Reihenhaus in einer Wohnsiedlung am Rand von Malmö, hatten ein Auto, einen Hund und nach kurzer Zeit auch Kinder. Erik war übrigens Trauzeuge bei unserer Hochzeit. Noch heute verbreitet er die nicht ganz der Wahrheit entsprechende Geschichte, dass er uns zusammengebracht hat.

KAPITEL 4

Kurz nach acht Uhr abends kehrte ich meiner Wohnung und den TV-Wiederholungen der Bundesligaspiele den Rücken, frisch geduscht und rasiert, in einen dicken, schwarzen Wollpullover mit Rippenmuster und in mein obligatorisches Cordsamtjackett gehüllt. Der starke Regen hatte sich gelegt, doch die Luft war immer noch feuchtkalt.

Ich atmete tief ein und stellte fest, dass sich die Sterne und Planeten immer noch um dieses Viertel rund um den Davidhallstorg drehten, mein eigenes, kleines Universum.

Hier lag alles, was meine schönsten und meine bittersten Erinnerungen am Leben erhielt, nah beieinander: die Petri-Schule auf der anderen Seite vom Fersensväg, wo ich Mia das erste Mal gesehen hatte, die Einzimmerwohnung mit Kochnische über der stinkenden Pizzeria in der Dahlbergsgatan, wo Mia und ich das erste Mal miteinander geschlafen hatten, sowie das Sushi-Restaurant *Hai* am Marktplatz, wo ich Mia das erste Mal zusammen mit Max ge-

sehen hatte – sie hielten sich über den Tisch hinweg an den Händen, an einem hellen und milden Sommerabend. Der Sushi-Laden war übrigens nur wenige Häuser von dem Geschäft entfernt, das früher einmal die Systembolaget-Filiale – das staatliche Alkoholgeschäft – beherbergt hatte, vor der Erik und ich als Jugendliche die Alkoholiker überredeten, uns Explorer-Wodka zu besorgen. Wiederum ein paar Meter weiter war das *Zoltans*, eine richtige Absturzkneipe, in der man für wenig Geld eine offene Flasche essigsauren Weines bekommen konnte, den sie dort »Künstlerwein« nannten und der – das war ein offenes Geheimnis – aus den zusammengekippten Resten des vorhergehenden Abends bestand. Ganz in der Nähe davon lag schließlich der *Bulle*, eine von Malmös ältesten Kneipen, die eigentlich *Två Krögare* hieß und so etwas wie meine zweite Heimat war.

Hier war es ein bisschen wie im Salon Cissi. Es sah immer noch aus wie in den Siebzigern: dunkle Barocktapeten, rustikale Holztische, ein majestätischer Zapfhahn, der über der Bar thronte, und eine zerstoebene Dartscheibe mit dem Bull's Eye in der Mitte, dem die Kneipe ihren inoffiziellen Namen verdankte.

Die Hälfte der Gäste im Schankraum waren auch noch dieselben wie damals, nur eben knapp